

Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 8 (1943-1944)
Heft: 4

Artikel: Das "Grosse Haus" in Oltingen
Autor: Müller, G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-859399>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Vierteljährliche Beilage zum Landschäftler
Nr. 4 **8. Jahrgang** **Januar 1944**

Das „Grosse Haus“ in Oltingen.

Von G. Müller, Lausen.

Von welcher Seite her auch immer ein Fremdling das Bergdörfchen Oltingen betreten mag, so wird er früher oder später an eine Stelle gelangen, wo er seinen Wanderschritt plötzlich hemmen wird, gebannt durch den Anblick eines hochaufstrebenden Gebäudes, das die benachbarten Bauwerke alle überragt. Er steht vor dem «grosse Haus» oder «s Glasers Haus», wie die Oltinger das Gebäude nach dem Dorfnamen einer der das Haus bewohnenden Familien benennen.

Die Blicke des Wanderers gleiten von dem mächtig ausladenden Eckpfeiler an dem aus grossen Tuffsteinquadern erbauten Giebel hinauf und beginnen unwillkürlich die Stockwerke abzuzählen, fünf oder gar deren sechs, wenn zu oberst bei den vier «Heiterlöchern» auch noch ein Boden gelegt wäre. Und das Auge streift in Zweidrittelsmauerhöhe eine torähnliche, mit Rundbogen überwölbte und von innen mit Querbalken verrammelte Maueröffnung, bleibt daneben hangen an einem niedlichen Klebdächlein, das ein darunterstehendes Fenster gegen Sonne und Regen schirmt. Und wer dieses Fenster mit seiner roten Sandsteinumrahmung und deren Hohlkehlenzierat recht ins Auge fasst mitsamt dem Kreuz aus demselben rötlichen Stein, dem wird plötzlich bewusst werden, warum wir Baselbieter unsere Fenster «Chrüzstöck» nennen.

Weiterwandernd, — sei's berg- oder talwärts — wird der Fremde noch lange die leuchtende Blumenpracht vor Augen haben, die sich in reichlicher Fülle aus einem der obern gotischen Fenster an der Strassenseite über ein breites Blumenbrett ergiesst und die Weinrebe, die malerisch um die Ecke rankt, oder er wird den Rätseln nachsinnen, die ihm das grosse Haus aufgegeben hat.

So beneidenswert es manchmal den lieben Mitmenschen vorkommen mag, in einem durch Grösse, Schönheit oder andere Besonderheiten sich auszeichnenden Gebäude zu wohnen, so unbequem kann dies zu Zeiten für die Bewohner werden; dann nämlich, wenn den

oder jenen der Gwunder stüpft, dass er gerne seine Nase ein wenig hineinstecken möchte und deshalb um Einlass bittet. Indessen wohnen in diesem Hause — zur Ehre der Oltinger sei es gesagt — freundliche Leute, die einem ernsthaften Wissbegierigen den Eintritt nicht verwehren. So haben denn diese Bewohner den beiden Berichterstatlern einen Einblick in das Haus gewährt und sie mit Geduld und Zuvorkommenheit in den vielen Räumen des Hauses herumgeführt.

Wenn wir nun hier den Schleier über den Geheimnissen des «Grossen Hauses» ein wenig lüften, so geschieht dies freilich nicht, um den guten Leuten eine Schar gwundriger und fürwitziger Leute an den Hals zu hetzen, sondern viel mehr, um dem Einen oder Andern, der schon gedankenvoll vor dem Haus gestanden und über dessen mutmassliche Vergangenheit nachgesonnen hat, ein wenig seine Wissbegier zu befriedigen, so weit dies überhaupt geschehen kann. So seien denn alle eingeladen zu einem

Rundgang.

Durch eine behäbige, breite Rundbogentüre betreten wir den Vorplatz, dessen rauchgeschwärzte Decke von mächtigen Eichenbalken (30 mal 36 cm stark) getragen wird, die sich auch unter der Decke des nach hinten anschliessenden Ganges dahinziehen, hier krumm, dort gerade, oft noch mit den Baumkanten, wie es sich gerade aus dem vorhandenen Holze ergab. Rechter Hand treten wir in eine freundliche, geräumige Stube. Oder eigentlich kann sie für deren drei oder vier gelten; in der hellen Ecke die Posaamenterstube mit dem Webstuhl, der in fleissigem immergleichem Rhythmus Faden zu Faden schlägt, an der gegenüberliegenden Wand, vom übrigen Raum durch einen Schrank und einen Vorhang getrennt, ein Schlafgemach mit zwei Betten, in der Ecke neben der Türe ein Tisch zum Essen und zwischen dem Webstuhl und den Betten ein Tisch, wo man sich abends beim Lampenschein zu einer Flick- oder Näharbeit hinsetzt oder sich's am Sonntag gemütlich macht, wenn draussen ein kalter Schneewind vergeblich Einlass sucht und der grüne Kachelofen in der hintern Ecke wohlige Wärme ausströmt. Arbeits-, Ess-, Wohn- und Schlafstube, alles in einem, was will man noch mehr? Im Gespräch mit den liebenswürdigen Bewohnerinnen erfahren wir von manchen Nöten eines Kleinbauern- und Posaamentergewerbes und allerlei aus der Baugeschichte des Hauses, z. B. auch, dass das schmale Fensterchen am Giebel von jungen Burschen an einem Sonntagmorgen durch die Mauer gebrochen worden sei, und dass dafür das vorherige «drüliechtig» Giebelfenster um einen Drittel verschmälert wurde. *)

Der Ofen wird von einem kleinen «Chücheli» aus geheizt. Trotz dessen beiden Fensterchen, deren viereckige Scheiben noch in alten Bleifassungen sitzen, fällt vom Vorplatz her wenig Licht in den Raum, aber doch genügend, dass uns ein heimeliges «Chänschterli» auffällt mit seinen einfachen barocken Zierformen und besonders durch seine durchbrochenen Türfüllungen, Gitter von sich gegenseitig durchdringenden Drei- und Vierkantstäben.

Dicht beim kleinen Herde stehend, erblickt man über sich durch den Rauchfang den Schlund eines langen Kamins und in weit sich verlierenden

*) Auf dem Plan ist diese Abänderung des Fensters gut ersichtlich.

der Ferne ein Stücklein Himmelsblau. Ein Kamin, das den Kaminfeger nicht sonderlich freut, denn hier muss er «schliefe» bis zu der engen Oeffnung, wo der Rauch das Kamin verlässt und entweder kerzengerade und kühn in die Luft hinaufwirbelt oder aber träge über die Nachbardächer dahinstreicht und so den Oltingern als untrügliches Wetterzeichen dient. Nur ein dünnes Wändchen scheidet das Chucheli von einer grössern, benachbarten Küche, die ebenfalls eine Stube mit Wärme und deren Tisch mit Essen versorgt. Es sind beides Bruchteile einer früheren grossen Küche. An diese erinnert nur noch der in unzählige Teilchen zersprungene Fliesenboden, und in menschlicher Erinnerung lebt noch, was es gekostet, den von jener früheren Küche her verbliebenen grossen Rauchfang zu entfernen. Einen Begriff aber von der Grösse dieser ehemaligen Küche werden wir später im ersten Stock gewinnen, wenn wir in der Allmend von einer Küche stehen und den riesigen Wasserstein und die wohl vier Quadratmeter überspannende «Cheemischooss» bestaunen. Das Haus hat sich eben im Laufe der Zeiten allerlei Umbauten und Veränderungen gefallen lassen müssen. So erfahren wir, dass auch die drei Keller hinter den Küchen und dem Vorplatz und der zwischen ihnen hindurch führende Gang ehemals miteinander einen einzigen grossen Keller bildeten. Es gibt sich auch die hintere Ausgangstüre dadurch als eine spätere Schöpfung zu erkennen, dass sie als einzige Türe in den Hauptmauern des Gebäudes oben nicht von einem Rundbogen überwölbt ist. Werfen wir noch einen Blick durch diese Türe auf das etwas abseits liegende

„Buuchhuus“,

das allen drei Familien des Hauses gemeinsam gehört, und an welchem auch eine Familie im Nachbarhaus Anteil hat, weil ein Vorfahre, der «Schnydersämmi», den Bauplatz dazu hergab. Das Buuchhuus ist demnach noch nicht so sehr alt, denn der Schnydersämmi lebte noch zu Menschengedenken. Aber doch hat sich hier schon ein Flurname gebildet für das schmale Weglein, welches daran vorbei führt. «'s Buuchhuus ab» bezeichnet man diesen Pfad. Vielleicht statten wir diesem kleinen Gebäude schnell einen Besuch ab, betrachten das mächtige «Buuchichessi» und suchen im rauchgeschwärzten Gebälk nach dem eisernen Ring, durch den ehemals das Seil lief, an welchem das «Aeschertuch» nach dem Bereiten der Aschenlauge in die Höhe gezogen wurde. Und wir gedenken der «Buuchiwäscherne», die lange vor Tagesgrauen ihr mühevoll und mit 2 Batzen und Kost abgelöhntes Tagewerk begannen, und gedenken lächelnd ihres Scherzes: «D'Flöh merkes erscht, as öppis goht, wenn men afe zum sibete Mol buuchet het» (d. h. das «Plunder» zum siebenten Mal durch die Aschenlauge gezogen hatte).

Wir wenden uns dem

Treppenaufgang

zu, nicht ohne einen raschen Blick auf die kleine viereckige Mauernische zu werfen, die, schwarz von Russ, an die Aempeli und Kerzen erinnert, welche während Jahrhunderten von hier aus dürftiges Licht gespendet haben. Weiter oben im Treppenhaus treffen wir noch andere solcher Lichthäuslein an.

Im ersten Stock

finden wir die schon erwähnte grosse Küche mit der riesigen «Cheemischooss», eine Posamenterstube und über der grossen Stube des Erdgeschosses ein Schlaf- und ein Wohnstübchen, die vordem zusammen eine grosse Stube bildeten. Die ehemals zu dieser Stube gehörende Küche ist zu einem Vorplatz umgewandelt worden.

Weiter geht's treppauf, treppauf, und zwar von hier an auf primitiveren Treppen, auf solchen, wie man sie in Glockentürmen unserer alten Kirchen zu oberst findet; dreikantige Balkenstücke auf zwei Tragbalken festgemacht bilden die Stufen, deren Vorderseiten ein wenig eingebuchtet sind, um den aufsteigenden Füßen mehr Raum zu gewähren. Wir schreiten über geräumige Vorplätze an grossen Schnitztrögen mit kräftigen Schlössern, an altersdunkeln Kästen vorbei und kommen von

Kammern

zu Kammern. Es scheint uns, dass es kein Ende nehmen will, und man hält von Zeit zu Zeit inne und besinnt sich, wieviele Böden man denn schon erstiegen hat. Auf die Schlafkammern folgen Vorratskammern verschiedenster Art. Ihrer zweie sind mit einem Kalkgussboden ausgestattet, worauf gedroschenes Getreide liegt, welches sich hier, wie uns der Besitzer erklärt, ganz besonders gut halten soll. Daneben liegt Obst und harrt ungestört seiner Verwendung. Wir werden auch in eine Kammer geführt, wo wir nun hinter der uns schon von aussen aufgefallenen Toröffnung stehen. Auch die Innenseite ist schön überwölbt mit keilförmig zugehauenen Tuffsteinen, die sich zu einem Stichbogen (∩) zusammenfügen. Beim schwachen, zwischen den Querbalken durchdringenden Tageslicht erkennt man rechter Hand ein aus der Nischenwand herausragendes Balkenkopfstück, senkrecht von einem runden Loch durchdrungen. Unten vermisst man ein Gegenstück, aber des Rätsels Lösung ist nun doch gefunden. Da steckte ein drehbarer Pfosten drin mit einem wagrechten Arm, der sich zu Zeiten über die Giebelwand hinausreckte, um die Rolle eines Aufzuges zu tragen. Wohl schon beim

Hausbau

mochte eine solche Einrichtung zum Emporschaffen des Baumaterials, der grossen Tuffsteinblöcke und der langen, schweren Balken zweckdienlich gewesen sein. Indem wir jener längst entschwundenen Zeit gedenken, erfahren wir auch, dass während des Bauens zwei Gesellen vom Gerüst gestürzt und zu Tode gefallen seien. Zu ihrem Gedenken habe man nachträglich jenen Stein mit den beiden halbkugeligen Bukeln in den Eckpfeiler der Giebelseite eingefügt, an deren einem wenigstens ein aufmerksamer Beobachter noch ein paar verwitterte Gesichtszüge zu erkennen vermag.

In einer andern Kammer treffen wir den «Schnydstuehl», jenes vierbeinige Gestell mit einer einfachen zweckmässigen Klemmvorrichtung, welche dem Bauern Schraubstock und Hobelbank ersetzt, wenn er in Mussezeiten oder wenn es einmal pressiert, Axthälme, Leitersprossen und dgl. zurechtschnäfelt. Aber dahinter sehen wir auch eine Hobelbank stehen, und allerlei Schreiner- und Zimmermannswerkzeug hängt und liegt da, womit der Bauer zur Winterszeit seine Geräte



Das «Grosse Haus» in Oltingen von Süden. Photo Eidenbenz, Basel. Typus des dreisässigen Steinhauses mit überhöhtem Wohnteil und zurückstehendem Wirtschaftsgebäude. Eingang giebelseitig. 1613 erstmals in einem Güterverzeichnis genannt, Inhaber: Baschi und Daniel Gisin. In den Entwürfen des Geometers G. F. Meyer (1679) noch sechsteilige, gotische Fensterreihe auf der Traufseite, Mauerpfeiler damals bereits vorhanden. Klebdach auf der Giebelseite 1942 abgestürzt, soll mit Subvention der staatlichen Heimatschutzkommission wieder stilgemäss ersetzt werden. Gewaltige Ausmaße des Wohnhauses: Grundriss 12,75 m lang, 19,30 m breit, Firsthöhe 18,80 m!

in Stand stellt oder selbst neue Geräte schafft nach vom Vater und Grossvater her altüberlieferten Formen. Lehnt dort nicht eine einfache, aber solid konstruierte «Schorschuufler» an der Wand, und das längliche Kistchen, das sich unter den aufgehängten Gartengeräten an die Mauer schmiegt, ist eine sinnreich gebaute doppelte Mäusefalle. Uebereinstimmend mit dem boshaften Volksspruchwort: «Im e höche Huus isch gwöhnlig 's overscht Stockwärdch leer», finden wir die obersten Räume ziemlich leer. Am Boden ausgebreiteter Kleesamen und Nüsse sollen hier oben trocknen und ausreifen. Zeinen, an Wintertagen vom Bauer selbst geflochten, stehen zum Gebrauch bereit, und im Hintergrund fristen überlebte oder ausgediente Maschinen und entbehrliche Geräte ein vergessenes Dasein. Nach dem Zweck zweier Zapfenreihen fragend, die in zwei einander gegenüberliegenden Balken stecken, erfahren wir, dass sie zum Aufspannen des «Plunderseiles» dienen. Welch herrliche Gelegenheit für die Frauen des Hauses wie auch für die Nachbarinnen ringsum, während langer Regenperioden hier oben in luftiger Höhe ihre «Buuchenen» trocknen zu können! Ehe wir wieder hinuntersteigen, dürfen wir nicht versäumen, auch das

Gebälk

unserer eingehenden Betrachtung zu würdigen. Ein Zimmermann von altem Schrot und Korn dürfte seine helle Freude daran haben, an den Schwalbenschwanzverzahnungen und den kunstgerechten Holznägeln, wie man sie auf der Aarburg und in alten gedeckten Holzbrücken des schweizerischen Mittellandes findet. Nicht nur die Balken, nein, auch die ungewöhnlich breiten Dachlatten sind mit der Breitaxt behauen. Irgendeine davon trägt einen Ziegel, der anlässlich eines Umdeckens die Handwerksleute durch den eingeritzten Spruch ergötzte:

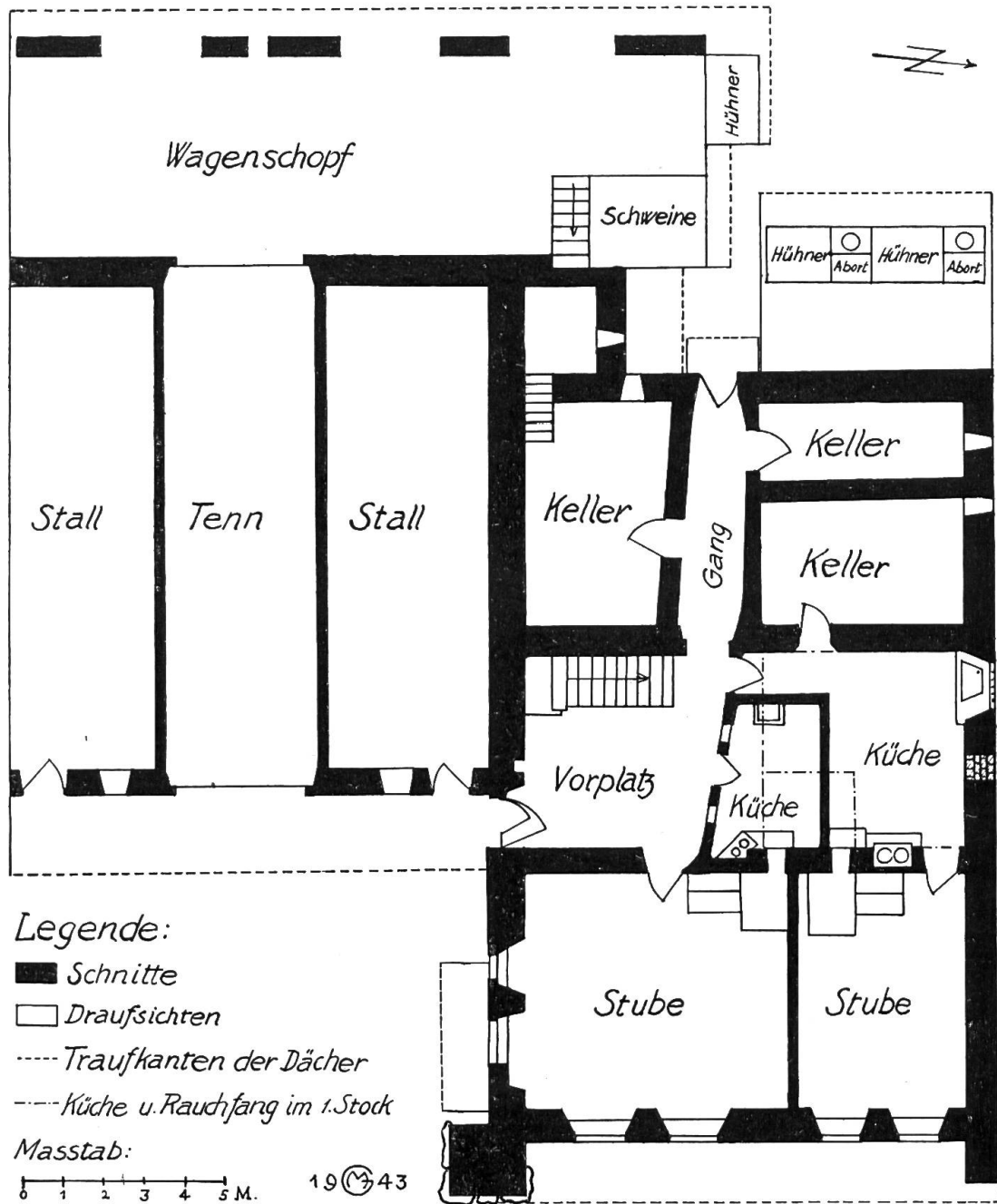
«Zarter Jungfrau hold Gemüt
duftet süss wie Rosenblüt.»

Du wunderst nach dem

Alter

dieses Ziegels, des Baues überhaupt, fragst nach Jahreszahlen. Nur deren zwei haben wir getroffen: an einem Balken über den Hühnerställen das Datum «1887 II AUGUST» und an der mit starken Streben gestützten Flugpfette unter dem weit vorspringenden Scheunendach die Inschrift «H 16 ◇ 87 G. M.». Ein heute nicht mehr lebender Bewohner des Hauses mochte sich einer anlässlich einer baulichen Veränderung oder Reparatur verschwundenen Jahreszahl 1448 erinnern, die an einem Fensterkreuz stand.

Wir haben unsern Rundgang beendet. Als mir vor manchen Jahren zum ersten Mal die Freude einer Besichtigung des Hauses zu teil wurde, da regte sich in mir der Wunsch, ein Vierteljahr lang in einem solchen Hause Schule halten zu können, jede Woche in einer andern Kammer. Wie gründlich liessen sich hier kulturgeschichtliche und landwirtschaftliche Themen behandeln, überall Anregungen, hier die alte Flachsbreche, dort ein Garnhaspel und an jenem Nagel die verrostete Schafscherer. Stieg nicht bei diesem Wenigen schon die lebhaftere Erinnerung an unsere frühere Selbstversorgung mit Kleiderstoffen vor uns auf? Ein Haus der Erinnerungen. Wo so Platz zum Verschwenden ist



Grundriss des Grossen Hauses.

wie hier, erhält manches Geräte ein Altersasyl, das man andernorts schon längst dem Feuer, dem Alteisenhändler, dem hochgeschwollenen Bach oder besser der Abfallgrube übergeben hätte. Wenn einem ein unbrauchbar oder entbehrlich gewordener Gegenstand einmal «ab Aug - ab Härz» gekommen ist, dann wird er lange geduldet, je entlegener, desto besser. Wenn er uns nur keinen Platz versperrt, uns nicht «in Wäg chunnt»! Und wie sollte, wie könnte er das in einem solch grossen Haus? Und nicht so oft findet eine vielbeschäftigte Hausfrau Zeit, Staub und Spinnengeweben in entlegensten Winkeln auf den Leib zu rücken.

Erinnerungen überall.

Schon unten, in der grossen Posamenterstube zeigte man uns ein altes, in einer Schatulle auf der Kommode sorgfältig verwahrtes Schriftstück, einen Auszug aus dem Kirchenbuch Oltingen und eine Bestätigung des Pfarrers, dass 1765, am 8. Herbstmonat Hans Rudolf Gysi und 1773, am 7. März Elisabeth Riggenbacher, Tochter des Müllers Martin Riggenbacher, beide als eheliche Kinder geboren und getauft wurden. «Gegen dieser zwei Personen Eheversprechen weiss ich nichts einzuwenden, welches unter Anwünschung göttl[icher] Gnade und Segens beschl[ossen] in Oltingen

den 13. Heumonats 1792
A. Ecklin, Pfr.»

Die Rückseite des Blattes trägt den kurzen Vermerk:

«Wenn sich nach der Proclamation [d. h. Verkündung in der Kirche von der Kanzel] nichts widriges zuträgt, so haben diese Neü Verlobte in ihrem Begehren OberAmtlichen Willfahr.

Schloss Farnsburg,
den 13. July: 1792.»

Da stehen wir auf einmal in den Zeiten der alten Landvogtsherrlichkeit. Wohl in dieselbe Zeit zurück führt uns ein sorgfältig zusammengeflacktes Brettchen, das von den beiden Bewohnerinnen anlässlich der Entfernung einer heute überflüssigen Türe gegen die Nachbarstube



© Schild mit Baselstab aus einem alten, eichenen Türsturz in der vorderen Stube des Erdgeschosses.

hin noch aus den Trümmern eines verzierten eichenen Türsturzes gerettet wurde. Der Baselstab deutet auf eine alte Wirtsstube hin. Also darum der grosse Keller! Darum die Möglichkeit, die für gewöhnlich nur zu zwei Dritteln geöffnete Haustüre ganz zu öffnen. (Siehe Planzeichnung.) Und tatsächlich hat sich noch die Erinnerung daran bis in unser Jahrhundert hinein erhalten, dass da einmal gewirtet wurde und das «an dem grossen runden Tisch, der da in der Ecke stand, der und jener Handgeld genommen für fremde Dienste». Man sieht den grossmauligen Werber gerade vor einem sitzen mit weitausgestreckten Beinen. Mit dem Gasthaus stehen wir jedenfalls auf sichererem Boden als bei der Volkssage von einem einstigen Kloster. Hinter manchem,

durch Grösse oder ehrwürdiges Alter auffallenden Gebäude wittert die Sage ein früheres Kloster (Tenniken, Hölstein). In Landvogts Zeiten versetzt uns auch die alte Uhr, deren Schlagwerk mit Rücksicht auf den nächtlichen Schlaf der Nachbarn in den letzten Jahren nicht mehr aufgezogen wurde, der stark tönenden Glocke wegen. Von der Uhr will die Legende wissen, dass sie aus dem Schloss Farnsburg stammen und vor dessen Zerstörung von einem Oltinger da heraufgebracht worden sei. Indessen wusste mir der alte Grossvater von einer andern Herkunft der Uhr zu berichten. Mit all den alten Uhren und Möbeln, von denen die Legende ähnliches meldet, könnte man wohl etliche Landvogteischlösser mit Mobilien ausstatten!

„s Glasers“

In einer Kammer zeigte man uns die «Chreetze» eines Wanderglasers und seinen «Bleizug», eine in ihrer äussern Gestalt einer Lastwinde nicht unähnliche schwere Maschine. Jetzt verstehen wir auch plötzlich den Zweck der vielen Nuthöbel, die wir in der «Boutique» auf einem Wandbrett liegen sahen. Sie gehören ebenfalls zu der Hinterlassenschaft des Glasers wie die mit ihrer Hilfe geschaffenen, noch ungebrauchten Fensterrahmen, die in der andern Kammer hängen und ihren Meister bis heute überdauert haben. In der alten ledergebundenen Familienbibel, die dort auf dem Trog liegt, und auf deren ersten Blättern die jeweilige Ankunft neuer Erdenbürger, ihrer Taufpaten, ja das Tierkreiszeichen ihres Geburtstages genau verzeichnet sind, verrät uns eine kurze Notiz — «Anna Maria Gisin, Glasers» —, dass noch im Jahre 1841 der Dorfname «s Glasers» einer Familie Gisin galt. Ein Rickenbacher, dessen Geschlecht heute diesen Dorfnamen trägt, wird ihn durch Einheirat in dieses Haus «erwybet» haben. Mit der vorerwähnten Glaserchreetze hängt eine amüsante

Anekdote

zusammen, die wir dem Leser nicht vorenthalten wollen:

Einst, so wird erzählt, stürzte dem Glaser seine schwere und kostbare Last zu Boden, sei es, dass ein Tragriemen riss oder sei es, dass der gute Mann stolperte, kurzum er stand plötzlich vor einem klirrenden Scherbenhaufen. Als der Glaser sich von seinem ersten Schrecken erholt und einen Ueberblick über die vielen Scherben gewonnen hatte, tröstete er sich mit den Worten: «Git's keini Schybe, so git's Hornaffe». (Das sind die kleinen dreieckigen Zwickel, welche die Lücken zwischen den runden Butzenscheiben ausfüllen.) — Ein gelassenes Wort, dessen wir uns vielleicht auch einmal bei Misserfolgen und nach vergeblich aufgewendeter redlicher Mühe getrösten dürfen.

Allerlei Andenken.

Auch noch andere Handwerker haben in dem grossen Haus Andenken hinterlassen: dort eine Sattlerkluppe, womit der Meister die aneinanderzunähenden Lederstücke zwischen den Knien zusammenpresste, eine von einem Blechrührstück durchdrungene blechene «Fensterscheibe» ist ein Ueberbleibsel einer Spenglerwerkstatt. Gedenken wir noch der vielen andern redenden Stücke, der bäuerlichen Geräte, die meist von unserer früheren Selbstversorgung in allen Dingen des täglichen Lebens oder von guter alter Handwerkskunst erzählen: der Bienenkorb, ein Kleesamenrechen, eine Brotbähre, ein zierlich gedrechseltes Spüelrad. Und jenes Baslergewicht mit dem eisernen Tragring, spricht es nicht «gewichtig» von vergangener Landeshoheit der «Gnädigen Herren» des Standes Basel und von trennendem Kantönligeist? Daneben zeugt jenes gusseiserne dreifüssige «Heimatlosenhäfel» demütig und bescheiden von der Tatsache, dass bis zum Jahre 1930 zwischen den Kantonen Baselland, Solothurn und Aargau ein herrenloser Platz bestand, der begreiflicherweise zum Sammelplatz aller Recht- und Heimatlosen und Vertriebenen wurde. Bei altem Eisen fällt uns plötzlich ein kleines Vorhängeschloss in gotischer Spitzform auf, ein schönes Erzeugnis alter Schmiedekunst! Und was würden wohl die mancherlei

Möbel erzählen, wenn sie reden könnten, von Leid und Freud ihrer einstigen Besitzer, von guten und bösen Zeiten. Es finden sich schöne Stücke darunter, die einen besseren Platz im Hause verdienten, so jener Barockschrank in der obern Kammer. Aber es darf nicht vergessen werden, dass immer wieder neue Zeiten kommen, junge Generationen antreten, die auch wieder gerne mit neuen Brautausstatten ausgestattet sind. Dann muss das Alte weichen! Und es mag auch zu Zeiten daran gefehlt haben, dass jemand da war, der den jungen Leuten die Augen geöffnet hätte für die Schönheiten alter Handwerkskunst. Vielleicht fand sich auch nicht immer ein Handwerksmann, der Verständnis dafür hatte, ein solches Möbel wieder sachgemäss in Stand zu stellen und ihm wieder zu seiner früheren Schönheit zu verhelfen. Gefreut hat uns ein Ausspruch des Besitzers über eine Schreibkommode mit Einlegearbeit: «Die chunnt nit zum Huus uus», und wir mussten ihm recht geben. Und was diese Tröge und Möbel in ihrem Innern alles bergen mögen? Kleider, Trachtenstücke, Bücher, Schriftstücke. Wir vernehmen, dass gelegentlich am Backtag oder in kalter Winterszeit wieder einmal ein Posten solch alter Ware in den Ofen wandert, so z. B. die Zehntenloskaufsbriefe aus der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts, welche einen Schaff füllten.

Schliesslich steht wohl bei manchem Leser die Frage offen nach der

Bedeutung des Hauses.

Diese bleibt bis jetzt ungelöst. Wir sind nur auf Mutmassungen angewiesen. Wenn wir in W. M e r z «Die Burgen des Sisgaus» lesen, dass einst eine dem niedern Adel angehörende Familie, Dienstmannen der Grafen von Froburg, sich nach dem Dorfe Oltingen nannte,*) so ist der Gedanke naheliegend, dieses feste Haus könnte ursprünglich Sitz eines solchen Vasallen gewesen sein. Gleicherweise dürften wohl auch ähnliche Zusammenhänge bestehen zwischen den Herren von Bubendorf, gleichfalls Dienstmannen derer von Froburg und dem auffallend grossen Hause in Bubendorf, wenn auch seine heutigen Bauformen auf eine spätere Zeit hinweisen. Sehr wahrscheinlich dürfte sich auch die Notiz in Bruckners Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel (Seite 2457), dass im Jahre 1402 Herr Heinrich von Rossnegg, Ritter, und sein Bruder Junker Hans von Rossnegg und Frau Biggel, Hans von Bensweil Wittib mit ihrem zweiten Ehemann Wernlin Wolf den vier Kirchenpflegern des Dorfes ihr Haus und Güter zu Oltingen verkauft haben, auch zu diesem Haus in Beziehung stehen. Welches andere Gebäude in Oltingen könnte gleichzeitig so vielen Eigentümern zugehört haben?

Man darf, ja man muss sich auch fragen, ob einmal Zusammenhänge bestanden haben zwischen dem Grossen Haus und dem benachbarten ehemaligen Zehntenspeicher, an dessen Giebel sich die Scheune des Grossen Hauses anlehnt. Ob vielleicht in fernen Tagen in dem riesigen Keller Zehntenwein untergebracht war? Wer kann das wissen?

Ausklang.

Jahrhunderte sind über das Haus hinweggegangen und haben irgendwie ihre Spuren hinterlassen, Veränderungen gebracht. Menschen sind hinein gekommen, wieder abgeschieden.

*) Peter von Oltingen, bezeugt 17.I.1241. W. Merz, Die Burgen d. Sisgaus, Bd. III. S. 62.

Was mir aber von all dem Gesehenen und Gehörten den tiefsten Eindruck gemacht hat und zum unvergesslichen Erlebnis geworden ist, das war die grosse, heute nicht mehr bestehende Stube im ersten Stock mit den beiden Alten, die hohe Gestalt des Grossvaters, mitten in der Stube stehend, wie mit dem Boden verwachsen, die heimelige Grossmutter am Tische sitzend und Filet knüpfend. Oben an der Wand, nahe beim grünen Kachelofen das «stächlig Zvt» in seinem Glaskasten, das einmal ein Urgrossvater um eine halbe Stunde vorgerichtet hatte, um sich während langer Zeit von ihm die halben und von der Wanduhr in der Stube nebenan die ganzen Stunden verkünden zu lassen. Und in der breiten Fensternische das grosse «Bernerrad» aus dem Jahre 1847 mit Kunkelständer und Garnhaspel.

Alles in allem: ein lebendig gewordenes Bild des grossen Berner Kunstmalers Albert Anker!

Sagen um die Schafmatt.

Gesammelt von Dr. P. S u t e r, Reigoldswil.

Erinnerungen an frühere Zeiten und Leute, Erklärungen auffälliger Naturformen, uralte religiöse Vorstellungen leben weiter in den Sagen des Volkes. Wo der Verkehr und die Industrie noch nicht die Landschaft umgestaltet haben und die Bevölkerung konservativ geblieben ist, konnten sich Ueberlieferung und altes Brauchtum rein und unverfälscht erhalten. Im Schafmattgebiet, das nicht wie der benachbarte Hauenstein Durchgangsland geworden ist, findet daher der Volkskundler noch eine schöne Ernte. Im folgenden stelle ich ein paar Sagen zusammen, die teils dem reichen Material der Baselbieter Sagensammlung entnommen, teils durch Schulkinder der solothurnischen Schafmattgemeinden Rohr und Stüsslingen erzählt worden sind. Hiebei erfreute ich mich der dankenswerten Mitarbeit der Herren Walter, Lehrer in Rohr und Haberthür, Lehrer in Stüsslingen.

Ueberblicken wir noch kurz die einzelnen Sagenkreise. Die Erklärung einer Felskluft und zugleich die Erinnerung an einen berüchtigten Vaganten wiedergibt die Sage vom Geissheiriloeh. In das gleiche Gebiet der Höhlensagen gehören die Erzählungen von den Erd- oder Herdmännlein, in denen die Kunde von Ureinwohnern einer vermutlich kleinern Rasse weiterlebt. An die im wasserarmen Jura lebenswichtigen Quellen und Brunnen knüpfen die Sagen von der Gallislochquelle, dem Engelbrünnlein und dem Brunnstubenfraueli an. Die dorfferne Lage der Stüsslinger Kirche wird durch eine auch im Baselbiet häufige Kirchenbausage begründet. Weiteres erfahren wir über Pest, frühere Bauart der Häuser und den alten Landbau in Mitteilungen aus Rohr und Stüsslingen. Religiöse Vorstellungen über Bestrafung von Vergehen lernen wir kennen im Marksteinversetzer vom Kuhweidgraben, Erinnerungen an originelle oder unheimliche Leute geben die Sagen vom «Centimeter», vom Geissheiriloeh und vom «Mutti vo Rieche» wieder. Ausser einer Schatzsage vom alten Zeglinger Schafmattweg fehlen merkwürdigerweise Sagen, die auf den Passverkehr hinweisen, oder sie scheinen in der mündlichen Ueberlieferung nicht mehr lebendig zu sein.